

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 11 (1927)
Heft: 11-12

Artikel: Auch ein Kampfgenosse: der Nebelspalter
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419627>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachverlotterung.

In der Zeitschrift „Die Alpen“, allerdings „nur“ unter den „Kleinen Mitteilungen“, darf sich ein Mitarbeiter einer lottrigen Ausdrucksweise bedienen, die aller Zucht und Ordnung Hohn spricht.

„Diese Hütte hat eine lange Vorgeschichte; doch jetzt steht sie. Verfligter Standort. Zuerst oben auf dem Sellapass, dann im Mortel auf freier Warte und jetzt dort an den Felsen gelehnt.“ — Nämlich die Hütte meint er zuletzt, vorher den Standort.

Einen Abschnitt beginnt er mit folgenden „Sätzen“: „Nach Süden gegen den Roseggletscher der breite Bündnergiebel mit Eingang und Fenstern. Vorgelagert die Terrasse, welche die Hütte mit der Umgebung architektonisch verbindet und für Besucher sehr reizvoll ist.“ Dann baut er fürwahr ein paar ganze Sätze, fährt aber faul und brüchig fort: „So auch die Rückseite gegen den Felsen. Hier wegen rinnendem Wasser (!) nicht direkt an denselben angelehnt. Nach Osten die beiden Küchenfenster. In Stein gemauert und mit Schindeln eingedeckt.“ Dann, zum Glück, kommt wieder einmal ein gesunder Satz daher: „Die Ausführung des Äußeren verrät viel Liebe und Können.“ Doch der folgt, ist wieder windig: „Das Innere wie gewöhnlich. Im Erdgeschoß die Küche . . . dazu eine Schlafstelle für den Hüttenwart im Erdgeschoß.“ — Solche Satzsplitter sollte keine Schriftleitung annehmen.

Die überwiegende Mehrheit.

Wenn einer von einem weißen Schimmel, einem schwarzen Rappen, einem alten Greise oder einem toten Leichnam spricht, so findet man das lächerlich, denn ein Schimmel sei ja immer weiß, ein Greis immer alt usw. Man nennt solche Selbstverständlichkeiten Pleonasmen, was etwa Ueberfülle oder Ueberflüssigkeit heißt. Aber logisch nicht besser als der tote Leichnam ist die überwiegende Mehrheit, von der man hie und da reden hört. Eine Mehrheit, die nicht überwiegt, ist keine Mehrheit. Wenn von 100 Stimmen auch nur 51 auf Ja lauten, so überwiegen die Ja, so gut wie der Brief überwiegt, wenn er 51 Gramm schwer ist und in der andern Wagschale nur 50 Gramm liegen. Die Wörtchen mehr und über sagen genau dasselbe. Wie kommt aber ein solcher Unsinn zustande? Gemeint ist eine stark oder weit überwiegende Mehrheit, z. B. 70 oder 80%, und dafür haben wir ein Wort, das ebenfalls mit überw anfängt: die **überwältigende Mehrheit**. Besteht die Mehrheit aus nur 51%, so wird sich die Minderheit von der „Zusfallsmehrheit“ nicht als endgültig geschlagen betrachten, sondern sobald als möglich „wieder kommen“; sind es aber z. B. 80:20, so ist die Minderheit auf absehbare Zeit überwältigt und erledigt. Sagen wir also die überwältigende oder die weit überwiegende oder einfach die große Mehrheit.

Wesfall am unrechten Orte.

Man will bemerkt haben, daß der Gebrauch des Genitivs (Wesfalls) bedenklich abnehme. In der Tat liest man oft genug: „des Jüngling“, „des Professor Müller“ (Fremdwörter scheinen das s besonders ungern anzunehmen). Aber auf der andern Seite sehen wir den Gebrauch des Genitivs nach Vorwörtern zunehmen. So begegnet einem öfter „danf“ mit dem Wes- statt mit dem Wemfall: „Danf des guten Einvernehmens zwischen dem Verein und den Stadtbehörden.“ Es muß natürlich heißen „danf

(ergänze: sei) dem guten Einvernehmen“. Eben so falsch ist, was man etwa lesen kann: entsprechend der kantonalen Satzungen. Wir fragen doch: der Beschluß muß wem entsprechen? — Den kantonalen Satzungen Ich denke mir die Entstehung derartiger Fehler etwa so: man hat von „während“ und „wegen“ her das Gefühl, der Wesfall sei der feinere und gehöre dem gewählteren Stil an, wie das ja auch sonst zuweilen zutrifft, und nun glaubt man es gut zu machen, wenn man ihn bevorzugt. Es handelt sich um einen Fall von „Ueberhochdeutsch“, den wir nicht dürfen aufkommen lassen. Es muß heißen: entsprechend dem schönen Wetter, dank dem Entgegenkommen Ein feineres Sprachgefühl sagt einem, daß auch bei trotz der Wemfall wohl der ältere und der sinnvollere sein müsse; „Trog dir, gewalttätiger Mensch, der du bist“, — das wird wohl eigentlich sagen wollen: „ich biete dir Trog“. Allerdings ist der Wesfall bei trotz schon so eingebürgert, daß man da nicht mehr von einem Fehler wird reden dürfen, kräftiger wirkt aber doch der Wemfall. Ed. Bl.

Auch ein Kampfgenosse: der Nebelspalter.

Unter den allgemein menschlichen und den besondern schweizerischen Torheiten, die der „Nebelspalter“, unser satirisches Witzblatt, unter Paul Altheers Schriftleitung so munter bekämpft hat und hoffentlich unter der neuen Leitung weiter bekämpft, sind natürlich auch die sprachlichen, und unter diesen besonders die Fremdwörterei. Wir haben schon gelegentlich etwa eine Probe davon gebracht, aber erst wenn wir einige davon zusammengestellt sehen, erkennen wir, daß wir in ihm einen guten Kampfgenossen haben; wir werden aber auch in unserer Ueberzeugung bestärkt, denn der Nebelspalter bringt die Sachen natürlich nicht dem Sprachverein zu Liebe, sondern aus dem natürlichen, unbefangenen Empfinden heraus, das er hat für alles, was faul ist im Staate Helvetia.

Unknüpfend an die Nachricht, daß Hans Waldmann in Zürich ein Denkmal erhalten soll, zeigt er in einem Titelbild die Stadt des großen Bürgermeisters zur Geisterstunde, in der die Aufschriften lesbar sind: Radio, Thé dansant, Cinéma, Tea Room, Garage, Bar, Revue, Carrosserie, Jazz, Charleston-Night, Girls, Five o'Clock, Taxameter, Variété. Durch die Luft reitet der Geist des Helden von Murten auf seinem Geisterroß, und drunter steht im alten Volksliedton:

Bumberlibum, aberdran, hehahan!
Hans Waldmann steht auf der Helmhausbrugg,
Luegt linkerhand, rechterhand, vürsi und zrugg, —
Bumberlibum, aberdran, hehahan!
Das soll mir ein andrer verstan!
Und wend't seine Stute, die List, um
Und hau't zurück ins Elysium —
Bumberlibum, aberdran, hehahan!

In den letzten Jahren ist unter englischem Namen eine neue Form von kleinen ledernen Handkoffern in Gebrauch (und Mode) gekommen, das Suit-case (sprich etwa fuhtfeß). Ein suit ist ein Anzug, ein case (verwandt mit Kasse) ein Behältnis, ein suit-case also der Koffer, in dem man seinen (Abend-) Anzug (und was dazu gehört!) mitträgt, wenn man verreist. Eine Zürcher Firma hat sogar ein „Suit-case Marke Züri-Leu“ in den Handel gebracht, eine ungemein sinnige sprachliche Verbindung von Weltbürgertum und Heimatschutz. Die Engländer und Amerikaner könnten sich zwar bei Züri-Leu nichts denken und die meisten Zürcher- und andern Schweizerhegel mit suit-case nichts Rechtes anfangen (ein ländlicher Sattler hat denn auch schon ein Suite-case daraus gemacht), aber

gerade darum ist das echt deutschschweizerisch. Eine fröhliche Geschichte erzählt nun dazu der Nebelspalter:

Seine Uebersetzung. Der Dorfjäger studiert das Fahndungsblatt. Ist da ein Kerl ausgeschrieben, lang, blond, usw. 100 Fr. Belohnung! Als besonderes Merkmal ist angegeben: „Reißt mit zwei suit-cases“.

Der Landjäger kann nicht italienisch. Aber er fragt den Nachwächter. Der, vor einem Menschenalter einst am Sekundarschulunterricht beteiligt, erklärt ihm, daß das englisch sei und auf deutsch bedeute — ja nun, man gibt sich doch nicht gern eine Blöße — soviel wie swiß-cäs, also Schweizerkäse.

Der lange Blonde mit den zwei „Emmentalern“ ist aber nie ins Dorf geraten.

In derselben Nummer steht auch das Geschichtchen:

Gebirgsfranzösisch. Einem Autofahrer, der leztlich in einem Gebirgsstanzion in ein Tal hinein fuhr, bemerkte der diensttuende Verkehrspolizist, zur Rückfahrt müsse die obere Straße benutzt werden. Als einer der Wageninsassen mit Genugtuung bemerkte: „Ah, schön, Sie haben sens unique“, erklärte der Bergler: „Säb nöd, aber do i dere Wirtschaft äne händ's suft aller Gattig Schnaps.“

Kürzlich machte sich der Nebelspalter auch lustig über jene schweizerische Halbmonatsschrift, die berichtet, Otto von Greyerz habe sich mit zwei neu veröffentlichten bern-deutschen Lustspielen wieder bewährt „als getreuer Schildknappe der Schweizer Dialektik“. Das Wort Dialektik bezeichnet aber die Kunst, einen (besonders einen wissenschaftlichen) Dialog zu führen. Mit Dialekt hängt es nur auf einem Umweg zusammen, nämlich weil die meisten Dialoge oder Gespräche in der landschaftlichen Umgangssprache gehalten werden. Das Witzblatt spottet darüber:

Et, sieh da, zu allem was ich bisher von D. v. Greyerz Rühmliches gehört habe, noch dieses: Der getreue Schildknappe für den Ruhm der Schweizerkunst im logischen Disputieren. Nun, was wird also Greyerz besonders disputiert haben? Lesen wir weiter: „bereichert uns wieder mit zwei bern-deutschen Lustspielen, wovon das eine, „Die italkänische Reis“ usw. Aha, da haben wir's! Um zwei bern-deutsche Lustspiele des Dichters Otto von Greyerz handelt es sich und nicht um seine Disputierkunst. Also meint wohl der Rezensent auch gar nicht „den getreuen Schildknappen“ der schweizerischen Disputierkunst (oder Dialektik), sondern, wenn er in Gottes Namen einmal ein schönes Fremdwort anwenden will: des schweizerischen Idiotismus oder dann einfacher und schöner: der Mundart.

Als „tragische Angelegenheit“ wird, offenbar treu nach dem Leben, berichtet, auf dem Büro einer Fabrik sei neben den Rechnungen für Buchfäden, Schmieröl usw. auch einmal eine eingelaufen für:

6 Kondolationen à Fr. 15.—	Fr. 90.—
Medikamenten	„ 11.50

Fr. 101.50

Die Nachforschungen ergaben, daß eine Frau mit dem nicht gerade beliebten, aber unter Umständen doch recht nützlichen Beruf einer Entlaufferin einigen Mädchen der Fabrik 6 „Konsultationen“ (!) à (!) 15 Fr. erteilt und zweckdienliche Medikamenten (!) verabreicht hatte.

Der Nebelspalter teilt auch mit, daß die Schweiz einen neuen Kanton erhalten habe, den Kanton Ankulant. So wenigstens habe es gestanden auf der Anschrift eines Briefes aus Deutschland. Natürlich war der Irrtum entstanden aus dem undeutlichen Poststempel „Ambulant“ für Bahnpost.

Besonders hoch ist dem Blatte aber anzurechnen, daß es in Zürich zu spotten wagte — nicht etwa über den eingeführten „Kraftwagenbetrieb“ der städtischen Straßenbahnen, sondern über die Entrüstung, die eine Zeitlang in Zürich herrschte über das Wort Kraftwagenbetrieb. Es war ja auch etwas viel verlangt. Kaum hatte man sich etwas darein gefunden, daß es auf den neuen Zürcher Bahnhöfen Enge und Wiedikon nun Fahrkarten, Bahnsteige, eine Wirtschaft und Abtritte gibt (sogar in der Appenzeller Zeitung hatte jemand behauptet, die Ausdrücke Toilette usw. klängen dem Schweizer „altvertraut“). Die

Beruhigung war etwas erleichtert worden durch die Zeitungsanzeige:

Nach Feierabend trifft man sich im eleganten
Tea-Room Chez Lisette Confiterie
Bahnhof Enge Inh. E. Gerster
Geöffnet v. morgens 6¹/₂—11 Uhr abends

Nun aber diese neue Beleidigung des schweizerischen National-, „bezw.“ Internationalgefühls: der Kraftwagen! Sogar in der N. Z. Z. fand ein Einsender Aufnahme, der weinerlich behauptete, es sei schade um die schönen Wagen, man möge gar nicht fahren damit, solange sie so heißen. Auch stellte er sich noch dümmmer als er war und tat, als ob er das Wort Kraftwagen gar nicht verstünde, es sei ja nicht der Wagen, der die Kraft liefere, sondern der Motor. Der Nebelspalter erzählt nun:

Better Henry (früher hieß er bloß Heiri) kam von London zurück und rümpfte die Nase. „Zürich“, sagte er, „Zürich ist ein elendes Nest!“ — „Warum?“ — „Zürich hat nicht einmal einen Böß!“ — „Aber wir haben doch ein Tram!“ — „Quatsch“, schnauzte er mich an, „ihr habt bloß eine Straßenbahn!“ Und ich ging hin und las schwarz auf weiß und tiefbeschämt, daß wir bloß eine Straßenbahn haben.

Das gleiche Empfinden wie Heiri hatte Herr Stadtrat Bünzli, als er von Paris zurückkehrte. Da der Herr Stadtrat aber Stadtrat war, fragte er im Stadtrat klein an: „Ist dem Stadtrat bekannt und was gedenkt er dagegen zu tun?“ Und der Stadtrat gedachte, was dagegen zu tun. Er ging hin und machte aus Zürich eine Großstadt, indem er 6 Autobüßler kaufte.

Aber was sollte man darauf schreiben? Etwa Zürcher Kraftwagenbetrieb oder Ottoböß? Man entschied sich für den Kraftwagen, das passe viel besser zu uns kräftigen Schweizern. Als dies nun auskam, mußte die Feuerwehr an alle Ecken hin rennen, denn mehrere erhigte Häupter waren in Brand geraten. — „Kraftwagen“, schrie Herr Stierli, „mit so einem Mistkarren fahre ich meiner Lebtage nie!“ Und Herr Dehslü stöhnte: „Kraftwagen! Wenn das der Wilhelm Tell wüßte!“ Der gewichtigste war aber Herr Häuptli; er schrieb eine Mitteilung aus dem Publikum: „Schade um die schönen Wagen! Was soll Kraftwagen eigentlich bedeuten? Ein Wagen, der Kraft erzeugt? Also nicht mehr der Motor erzeugt Kraft?“ — Tut er auch nicht, Herr Häuptli, die Oxydation des Benzindampfes liefert die Kraft; man schreibe also auf die Behälter: Benzindampfoxydationsausdehnungswagen der Städtischen Elektrischen, zur Beruhigung und Befriedigung des Herrn Häuptli und Wilhelm Tells.

Man braucht auch als grundsätzlicher Feind der Fremdwörtererei kein besonderer Freund des Wortes Kraftwagen zu sein; erfreulicher als das Wort selbst ist die Tatsache, daß es eine Amtsstelle gewagt hat, in dieser Sache so vielen „Stimmen aus dem Publikum“ gegenüber fest zu bleiben. Freilich, je kläglicher diese Stimmen, desto leichter muß ihr das geworden sein. Die Eidg. Oberpostdirektion, die ja sonst in der Fremdwörterfrage recht vernünftig handelt, glaubte in diesem einzelnen Falle dem leztjährigen Ansturm nachgeben zu müssen.

Wir begrüßen den Nebelspalter als Kampfgenossen gegen menschliche und besonders deutsche und insbesondere deutschschweizerische Sprachtorheiten.

Eine Bitte.

Der Schriftleiter erhielt kürzlich wieder von einem einfachen Handwerker eine bezahlte Rechnung zurück mit der Bescheinigung per aguit. Das hat ihn an einen alten Plan erinnert, einmal eine Sammlung von Schreibweisen dieses merkwürdigen Ausdrucks anzulegen, der auf sehr mannigfaltige Art falsch geschrieben werden zu können scheint. Er bittet daher die Leser, ihm Beispiele von tatsächlich vorgekommenen Schreibweisen, am liebsten in der Urschrift, zukommen zu lassen; er wird sie auf die nächste Fastnacht zusammenstellen und zum Strauße winden. Das Lächerliche ist natürlich nicht, daß die Leute nicht französisch können, aber daß sie französisch schreiben zu müssen glauben. Also bitte! Recht zahlreich!